

Robert Macfarlane: „Sind Flüsse Lebewesen?“

Im Fluss sein, vom Fluss schreiben

Von Samuel Hamen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 22.06.2025

Stauen, verschmutzen, abbaggern: Weltweit ist die Lage großer Flüsse besorgniserregend. In seinem neuen Buch erkundet der Philologe und Autor Robert Macfarlane drei Flussgebiete. Und auch in diesem Buch schreibt er ausgesprochen lebendig über die Eindrücke seiner Expeditionen.

Vor langer, langer Zeit – so beginnt dieser Bericht über die Flüsse und die Menschen in ihren Einzugsgebieten. Es klingt wie ein Naturmärchen, wie eine Flusschronik, die zurückreicht ins Vorgeschichtliche und Mythische, in eine Zeit, die in der Imagination der Menschen des 21. Jahrhunderts unversehrt dahinfließt:

„Vor zwölftausend Jahren wird ein Fluss geboren. In einer Senke am Fuß eines mit augenweißem Flint bedeckten Hügels entspringt erstmals aus einem Kreidespalt Wasser – und fließt davon. Entspringt und fließt, entspringt und fließt: über Tage, über Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte, [...] betrachtet bei jeder Witterung, von zwei Meter hohen Hirschen, von spähenden Falken und Füchsen, bei Hagel und Graupel, betrachtet von – Schnauze bis Schwanz – drei Meter langen Auerochsen.“

Viele Jahrtausende, wenige Seiten später haben sich die Zeiten geändert, auch in der südenglischen Gegend, deren epochale Wandlungen Robert Macfarlane in seinem Einstieg ins Buch beschreibt. Überhaupt, es gibt jetzt Jahreszahlen, dazu Städte, Kanalgräben, Bagger und Worte wie „Grundwasserspiegel“, „Zuleitungssystem“ und „Entnahmeprognozen“.

„Die härteste Dürre folgt 1976: Straßen schmelzen, Waldbrände wüten, und Milliarden von Blattläusen treiben wie grüne Rauchschwaden über Stadt und Land. [...] Zum ersten Mal seit dem Rückzug der Gletscher versiegen die Quellen. Und im August, auf dem Höhepunkt der Dürre, wird ein Junge geboren, mit sehr dunklen Haaren, die aber bald strohblond werden.“

Robert Macfarlane

Sind Flüsse Lebewesen?

Aus dem Englischen von Frank Sievers, Andreas Jandl

Ullstein

416 Seiten

29,99 Euro

Über Natur schreiben

Während in den Folgejahrzehnten die Erderwärmung zunimmt und die Menschheit sich ins missliche Heute hineinlebt, wird dieser Junge erwachsen. Aus ihm wird ein Literaturwissenschaftler, ein Schriftsteller – und ein erfolgreicher Vertreter des sogenannten Nature Writing.

2003 debütiert Macfarlane mit „Berge im Kopf“, es folgen Bücher mit klingenden Titeln wie „Alte Wege“, „Hohlweg“ und „Im Unterland“. Die Topografien wechseln, aber der literarische Ansatz bleibt derselbe: Macfarlane erkundet Landschaften, angetrieben von einer präzisen Beobachtung und Benennung der Naturphänomene, mal gerahmt von biografischen Episoden, mal unterfüttert mit Überlegungen zu Ökologie und Umweltpolitik.

„Wasser spricht“, sagte die schottische Schriftstellerin Nan Shepherd. Aber was sagt es? Auf allen meinen Reisen stellte ich den Menschen diese Frage: ‚Was sagt der Fluss?‘ Eine elementare Frage, die uns seit Urzeiten begleitet. Die Antworten, die ich bekam, waren schön, kryptisch, verstörend und erhellend.“

Unterwegs zu den Quellen

Nach den Bergen, dem Unterland – nun also die Flüsse. Bereits die ersten Seiten, die zu den Quellen nahe dem südenglischen Cambridge führen, berühren Grundfragen des Nature Writing, einer Gattung, die in den letzten Jahren einen enormen Popularitätsschub auch in Deutschland verzeichnete. Wie viel Ich verträgt ein Bericht über die Natur? Eine Natur, die doch gerade wegen zu viel Ich, wegen zu viel menschlicher Gängelung in einem so desaströsen Zustand ist.

Und wie lässt sich das Wirken und Walten von immensen Zeitspannen erzählerisch greifen? Hier die *longue durée*, die Jahrtausende und Jahrmillionen, die die Flora und Fauna auf dem Planeten mit unermesslicher Vielfalt ausgestaltet haben. Dort nichts als ein Menschenleben, ein Erfahrungshorizont, eine erzählerische Stimme, die in unserer schmalen, begrenzten Gegenwart erklingt.

„Eines Tages gehe ich nach langer Dürre mit meinem jüngsten Sohn Will zu den Quellen hinauf. Ich weiß, was wir dort vorfinden werden, und verstehe nicht so recht, warum wir hingehen, aber ich fasse Will an den Händen und überquere mit ihm die Schwelle zwischen dem heißen Licht der Felder und der Kühle des Waldes.“

Auf die Einführung folgen drei Berichte von Expeditionen zu Flüssen, die Macfarlane in den letzten Jahren unternommen hat, nach Ecuador zum Río Los Cedros, nach Indien zu den „versehrten Bächen, Lagunen und Buchten der Wasserstadt Chennai“, schließlich nach Kanada zum Muteshekau Shipu, auch bekannt als Magpie River. Bei jeder seiner Reisen ist Macfarlane in guter Gesellschaft. Ihn begleiten mal Pilzkundlerinnen und Umweltaktivistinnen, mal Tonkünstler und Einheimische, die mit den lokalen Begebenheiten und indigenen Bräuchen bekannt sind.

Die Tricks der Moderne

Auch ständig mit dabei: die titelgebende Frage „Sind Flüsse Lebewesen?“. Deren Beantwortung umfasst weltanschauliche Überlegungen zu Belebung und Objektivierung, zu Rationalismus und Animismus, zum globalen Norden und globalen Süden. Macfarlane denkt auch über die Verwertungslogiken nach, die der Natur-Mensch-Beziehung übergestülpt wurden. Das sind die „Tricks der Moderne“, wie der Autor sie bezeichnet. „Wir alle“ seien „wasserundurchlässig“ geworden,

„begrifflich versiegelt gegen nuancierte Beziehungen zu den Flüssen, wenngleich sie nach wie vor unsere Gedanken, Körper, Lieder und Geschichten durchziehen.“

Aber auch juristisch komplexe Argumentationen werden im Hinblick auf die Leitfrage verhandelt. Initiiert wurde die Debatte von dem Anwalt Christopher Stone, der 1972 einen Essay mit dem Titel „Haben Bäume Rechte?“ veröffentlichte.

„Inzwischen stehen die Flüsse im Mittelpunkt der „Bewegung für die Rechte der Natur“. In Dutzenden Ländern weltweit bilden ‚Flussrechte‘ die häufigste Form neuer Rechtssubjektivität, von Australien und Kanada über Bolivien bis Kolumbien. [...] Und es wurde eine ‚Universal Declaration of River Rights‘ aufgesetzt – eine universelle Flussrechtserklärung –, in der Flüsse als lebende Entitäten mit fundamentalen Rechten anerkannt werden, darunter dem ‚Recht zu fließen‘ und dem ‚Recht, nicht verschmutzt zu werden‘.“

„Sind Flüsse Lebewesen?“ – den Buchtitel dürften viele als rhetorische Frage begreifen, die einen, weil die Antwort offensichtlich „Ja“ lautet, die anderen, weil die Antwort offensichtlich „Nein“ lautet. Im Graben, der zwischen den konträren Selbstverständlichkeiten klappt, liegt die ökologische Tragik, von der das Buch Zeugnis ablegt. „Wenn es Ihnen schwerfällt“, schreibt Macfarlane,

„einen Fluss als Lebewesen zu betrachten, können Sie sich auch einen toten oder sterbenden Fluss vorstellen. Das macht es vielleicht einfacher.“

Im ecuadorianischen Nebelwald Los Cedros, durch den der Río Los Cedros – der Fluss der Zedern – fließt, offenbart sich die Lage in all ihrer Pracht und Misere. „In jener ersten Nacht im Hochlager“, heißt es in einer der vielen atmosphärischen Schilderungen,

„entzündet sich der Nebelwald. Zuerst das orangene Blinken vorbeiwandernder Glühwurmdioden. Dann flimmern Leuchtkäfer mit ihren gelben Laternen durchs Unterholz.“

Den Nebelwald samt seinen Flüssen dürfte es, wie Macfarlane es nüchtern ausdrückt, „eigentlich gar nicht mehr geben“. Dieses schillernde, üppige Leben ist – wie könnte es anders sein? – bedroht.

Gefahren, so weit das Auge reicht

In Ecuador, später in Indien und Kanada – eigentlich ist die Geschichte immer dieselbe. Bergbau-Unternehmen kaufen Staaten Konzessionen ab. Industrien leiten ihre Abfälle unkontrolliert in Flüsse ein. Energie-Unternehmen planen Staudämme in riesigen Einzugsgebieten.

„Damit war der Los Cedros, eins der Gebiete mit der größten Biodiversität und Artendichte der Welt, plötzlich für Geschäftsgebaren freigegeben. Der kanadische Bergbauspekulant Cornerstone wollte im Nebelwald nach Kupfer und Gold suchen und dazu mit dem staatlichen Bergbauunternehmen ENAMI zusammenarbeiten.“

David gegen Goliath, indigene Gruppen gegen internationales Kapital – das Ende dieser Geschichte scheint vorgegeben.

„Aber am 10. November 2021 geschah etwas Bemerkenswertes. Etwas, das nur in Ecuador passieren konnte. An diesem Tag wurde im Verfassungsgericht in Quito ein Urteil verkündet, das die politische Macht der Verfassungsartikel für die Rechte der Natur anwandte. [...] Das Urteil schützte den Los Cedros, und die Bergbauunternehmen waren gezwungen, das Gebiet binnen weniger Wochen räumen zu lassen.“

Die richterliche Entscheidung ist wegweisend, gibt Initiativen und Protestbewegungen weltweit Auftrieb. Es sei „das Gesetz der Zukunft“, vergleichbar mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948, meint etwa die britisch-peruanische Rechtsanwältin Mónica Feria-Tinta. Wie praktisch, dass die Richter, die das Los-Cedros-Urteil verantworteten, zur Expedition durch den Zedernwald hinzustoßen.

„Hinter uns erscheint ein weißes Auto. Zwei Männer steigen aus. Wir haben sie schon erwartet und ich rufe sie zum Gruß. ‚Ramiro! Agustín!‘ Sie sind alte Freunde, beide über 50 Jahre alt, und haben beide als Richter am ecuadorianischen Verfassungsgericht gearbeitet – zusammen bilden sie ein kontrastreiches Duo.“

Es ist diese Mischung, die Macfarlanes Buch derart lesenswert macht, der Dreischritt Naturbeschreibung, zwischenmenschliche Begegnung und Diskurs. Expedition für Expedition defilieren sie vorbei, die vielen Ichs, die Macfarlane trifft, präsent und plastisch, aber nie aufdringlich. Sie versperren nicht den Blick auf die Landschaften, und zu keinem Augenblick wird die Natur funktionalisiert, damit sich die Menschen möglichst beseelt oder befriedet fühlen dürfen.

Vom Autor werden die Gefährten mit comichafter Pointiertheit portraitiert, immer mal wieder auch überportraitiert. Hier der „feurige“ Ramiro, den „Dialektik und Drinks“ in Fahrt bringen, dort der Ton-Künstler Cosmo, „groß wie ein Baum“, ein „kosmisch-komischer Puck, schelmisch und schamlos“.

In der Wildnis Kanadas

Im Osten Kanadas wird Macfarlane wiederum von Wayne Chambliss erwartet, einem der „ungewöhnlichsten Geister“, denen er je begegnet sei, jemand, der „alles wissen“ will, „was es zu wissen gibt – ein Leibniz im Hoodie, ein Plinius im Turnschuh.“

Die Expedition umfasst eine mehrtägige Kajakfahrt sowie eine Wanderung über 150 Kilometer durch borealen Wald. Das Ziel ist die Region, an der der Muteshekau Shipu ins Meer mündet. „Ihnen möchte ich folgendes sagen“, rät ihm vor dem Aufbruch Rita Mestokosho, eine Poetin, Aktivistin und Angehörige der Innu, einem der indigenen Völker Quebecs:

„Denken Sie nicht zu viel mit dem Kopf. Vergessen Sie Ihre Notizbücher: Nehmen Sie sie nicht mit auf den Fluss. [...] Sie schreiben doch in Ihren Büchern von Vögeln, richtig? Seien Sie ein Vogel. Seien Sie ein Baum. Seien Sie ein Fluss. Ja. Wenn Sie auf dem Fluss sind, seien Sie ein Fluss.“

Woraufhin Macfarlane ehrlich, ein wenig eingeschüchtert antwortet: „Ich weiß nicht, wie das geht.“ Gerade wegen dieser Offenheit, auch Schwäche und Selbstzweifel liefert die kanadische Reise die eindrucklichste Prosa. Im Gegensatz vor allem zu seinen Erkundungen rund um das indische Chennai taucht Macfarlane körperlich vollständig ein in die Kräfte, die ihn umgeben. Er ist wie stets ein versierter Naturbeobachter. Aber auf dem Fluss wird er zu einem Naturbeteiligten, ohne seinen Stil ins Rauschhafte, Pathetische, Spirituelle abdriften zu lassen:

„Der Seetaucher ruft und ruft. Die Welt wird zu anderen Metallen: die Rufe zu flüssigem Quecksilber, das auf dem stählernen Wasser perlt, die bewaldeten Hänge und Bergrücken im Osten zu Inseln aus Bronze, die frei im Tintenschwarz schweben.“

Bemerkenswert, wie immer wieder die Erfahrung quasi majestätischer Panoramen ins Ästhetizistische, stark Durchgearbeitete führt, vom weiten Draußen der Welt ins weite Drinnen der Sprache. Es ist einer der Widersprüche, mit denen ein selbstbewusstes, gegenwärtiges Nature Writing umgehen muss: einerseits möglichst getreu und konkret von der Natürlichkeit sprechen zu wollen, andererseits auf das Rhetorische, auf die Technizität der Sprache angewiesen zu sein, um eine Größe und Erhabenheit zu vermitteln, die sich daraus speist, mit dem eigenen Körper und dessen Sinnen vor Ort zu sein.

Das Gold ist Pollen

Im Laufe der Moderne sei „zunehmend die Sprache“ verebbt, schreibt Macfarlane, „eine Sprache, die anerkennt, dass Land und Wasser lebendig“ seien. Vor dem Hintergrund ist sein Buch eine Wieder-Verlebendigung und Wiederverzauberung einer brachliegenden Beziehung. Das hat nichts mit anti-modernen Ressentiments zu tun, mit einem Lob der Natur, das nach rechts abdriftet, auch nichts mit vulgärer Romantisierung oder Stilisierung. Der Autor selbst ruft den Lesern in Erinnerung, dass „die Geschichte der Literatur“ übersät sei „mit den Trümmern von Versuchen, Wasser in Worte zu fassen“.

„Fünfzig Meter vor mir ist das Wasser golden, und bleibt golden, so weit ich sehen kann. Klar, vom Sonnenlicht. Nein, davon kann es nicht sein, das goldene Band verläuft anders als die Grenze zwischen dem Morgenlicht der Sonne und seinem Schatten. Ich erreiche das Band, fahre hinein und verstehe. Das Gold ist Pollen.“

Es gibt fortgeschrittene Pläne, in diesem weitläufigen Gebiet, das Macfarlane und seine Begleiter durchqueren, massive Staudämme zu errichten.

„Wenn es ihnen gelingt, diesen Fluss zu stauen“, sagt Wayne am Feuer, „also den Anzugsträgern von Hydro-Québec, dann fällt mir dazu ein Satz von Tacitus ein: ‚Sie schufen eine Wüste und nannten es Frieden.‘“

Das ist die Pendelbewegung, die das Buch durchzieht: hier die Hoffnung, die Graswurzel-Bewegungen und juristischen Siege, unterfüttert von Schilderungen einer Natur, die so

mächtig, auch wunderbarlich ist, dass einem beim Lesen mitunter die Worte fehlen; dort die Ver-
zweiflung und der Überdruß, die wirtschaftlichen Zwänge und die Profitgier der Unterneh-
men.

Eigentlich ist man doppelt erschöpft: erstens von der ungebrochenen Zerstörungswut, mit
der weltweit Naturräume geflutet, gerodet, ausgebaggert oder – wie in diesem Fall – gestaut
werden sollen; zweitens von einer Rhetorik des grünen Widerstands und der Kurskorrektur,
die hohl klingt, leergelaufen, der man nicht mehr zutraut, tatsächlich Veränderungen zu initi-
ieren.

Auch in dieser Hinsicht ist Macfarlanes Buch ein Geschenk: Seine ökologische Prosa er-
schöpft sich nicht in bloßen Hauruck-Phrasen, in naivem Rebellentum oder einer Formelhaf-
tigkeit à la „Eine andere Welt ist möglich“. Zugleich weigert sich hier jemand, sich bereits zu
den Besiegten zu zählen, zu denen, die in einer Zeit nach den Katastrophen dem Trübsinn
anheimfallen, die daraus eine literarische Haltung formen, eingeklemmt zwischen Stolz, Me-
lancholie und Opfermut.

Die Leistung der beiden Übersetzer ist beachtlich

Vielmehr entspringen der Frohmuth und die Lebendigkeit, mit denen der Text glänzt, der De-
tailarbeit eines begeisterten Natur- und Sprachkundlers – und in einem zweiten Schritt der
Leistung der Übersetzer Frank Sievers und Andreas Jandl. Gemeinsam übertragen sie seit
Jahren das Werk von Macfarlane ins Deutsche.

Den Rat der Dichterin Rita Mestokosho, seine Notizbücher nicht mit auf den Fluss zu neh-
men, musste der Autor missachten. Sonst wäre seine Expedition reine Subjektivität geblie-
ben, gewissermaßen die privatisierte Erfahrung einer ökologischen Problemlage, die alle an-
geht, aber bei niemandem anlangt. Es braucht den kollektiven Nachvollzug solcher Erleb-
nisse, und es braucht so bewanderte Autoren wie Macfarlane, damit die Botschaften sich
nicht in Alarmismus, biologischer Schaukasten-Prosa oder in schwärmerischem Naturkitsch
erschöpfen.

Eine Frage, keine Antwort

„Aber was wollen wir tun“, fragt einer der indischen Aktivisten, „wenn wir einmal anerkannt
haben, dass unser Körper Marschland, Mündung, Ökosystem ist? Wie lässt sich daraus eine
Ethik ableiten oder gar eine Politik?“ Darauf gibt das Buch keine pointierte Antwort, auch
wenn es durchweg von exakt dieser Frage in all ihrer philosophischen, juristischen, weltan-
schaulichen und politischen Komplexität angetrieben wird. Aber es fällt schlichtweg nicht in
den hauptsächlichen Aufgabenbereich von Nature Writing, sich von den literarischen Tätig-
keiten Begegnung, Beobachtung und Benennung zu verabschieden und sich allzu tief ins
Polit-Programmatische zu begeben.

„Ja, genau, das ist der springende Punkt“, sage ich. „Nicht ‚Wer spricht für den Fluss?‘, son-
dern ‚Was sagt der Fluss?‘ Das sind zwei vollkommen verschiedene Dinge. Und die Antwort
auf die erste Frage mag ja mehr oder weniger trivial sein, aber die zweite Frage zu beant-
worten ist wohl eine philosophisch unermessliche Aufgabe.“

Seiner Einleitung hat Robert Macfarlane einen Satz des 2020 verstorbenen Ethnologen und Autors Barry Lopez vorangestellt: „Wir suchen nach den Booten“, schreibt dieser, „die wir vergessen haben zu bauen.“ Die dringend benötigten Boote sind nach wie vor nicht zur Hand, wohl aber dieses Buch, das auf seine Weise auch ein Boot ist, das einen trägt.

„Was ver-dinglicht wurde“, schreibt Macfarlane, „kann auch wieder ent-dinglicht werden.“ Zu spät? Gut möglich. Zu wenig? Wohl auch. Aber in seiner Bejahung von Leben und in seiner Zugewandtheit, in seiner sprachlichen Finesse und seiner Skepsis vor der eigenen subjektiven, auch westlichen Zudringlichkeit ist Robert Macfarlanes „Sind Flüsse Lebewesen?“ das Beste, was wir haben.